

JACKSON PEARCE

*Drei Wünsche
hast du frei*

Aus dem Englischen
von Christine Gaspard



Die amerikanische Originalausgabe dieses Buchs erschien 2009 unter dem Titel *As You Wish* bei HarperCollins Children's Books, a division of HarperCollins Publishers, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.pan-verlag.de

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weiteren spannenden Lesestoff aus unserem Programm. Schreiben Sie einfach eine E-Mail mit dem Stichwort »Drei Wünsche« an:

mail@pan-verlag.de



Deutsche Erstausgabe September 2010

Copyright © 2009 by Jackson Pearce

Copyright © 2010 der deutschsprachigen Ausgabe bei PAN-Verlag.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Angela Troni

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Trevillion / © Dmytro Baidachnyi;
FinePic[®], München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-28336-3

2 4 5 3 1

Für Papa

Viola Cohen

Alles, was ich in der Shakespeare-Stunde heute gelernt habe, ist: Manchmal muss man sich in den falschen Menschen verlieben, um den richtigen Menschen zu finden. Eine nützlichere Lektion wäre gewesen: Manchmal liebt der richtige Mensch einen nicht wieder. Manchmal ist der richtige Mensch schwul. Und manchmal ist man selbst einfach nicht der richtige Mensch.

Danke für absolut gar nichts, Shakespeare.

Ich tue so, als läse ich mit – der Trick dabei ist, gelegentlich zum Lehrer hinzusehen, damit man interessiert wirkt –, aber in Wirklichkeit beobachte ich den Typ rechts neben mir, der zurückgesackt und mit offenem Mund auf seinem Stuhl hängt. Er trägt eine mit Sicherheitsnadeln bestückte schwarze Jacke. Die Haarspitzen sind pink, und in den Ohren hat er ganze Reihen von Piercings. Er ist einer von den Punkern, obwohl er manchmal auch ein Stück weit in die Gruppe mit den Möchtegernskatern abrutscht.

Ich kneife die Augen etwas zusammen, bis sein Gesicht

zu verschwimmen beginnt – ich kann mir leichter vorstellen, wie ich ihn malen würde, wenn ich seine Züge nur noch undeutlich sehe. Es juckt mir in den Fingern, und ich hätte jetzt viel lieber einen Pinsel in der Hand statt des Stifts. Einen Fächerpinsel wahrscheinlich, wegen der pinkfarbenen Stacheln. Unter den Augen würde ich ein paar Grautöne verwenden, um den verschlafenen, mürrischen Ausdruck einzufangen, der bei den Punkern Standard zu sein scheint.

Jeder in dieser Klasse gehört der einen oder anderen Clique an – ein paar Prinzessinnen, ein paar Junkies, einige wenige Intellektuelle, eine größere Gruppe von Emo-Mädchen mit Plastikarmbändern. Ich habe sie schon das ganze Halbjahr über studiert, in der Hoffnung, irgendwann zu verstehen, was ihr Aussehen, ihre Bewegungen und ihre Stimmen wirklich zu bedeuten haben – und es später malen zu können. Als ob ich den Schlüssel zu ihrem Geheimwissen gefunden hätte, wenn ich all das auf die Leinwand bringen könnte, als ob ich dann wüsste, was genau es ihnen möglich macht, Teil von etwas zu werden, das größer ist als sie selbst. Wenn ich herausfinde, was es ist, das sie dazugehören lässt, dann finde ich auch heraus, warum ich es nicht kann – warum ich zu einem unsichtbaren Mädchen geworden bin. Einem Mädchen von der Sorte, das zwar eine Handvoll Freunde und eine Menge Bekannte hat, aber eigentlich nirgends *dazugehört*. Ich nehme an, unsichtbar zu sein ist immer noch besser, als so lange einen bestimmten Typ zu spielen, bis man es in die entsprechende Gruppe geschafft hat, allerdings fühlt man sich genauso allein dabei.

»Dann ist die Moral des Stücks also mehr oder weniger: Wart erst mal ab, bis du sie nackt gesehen hast, einfach damit du dir sicher sein kannst, dass sie nicht falsch ...

ausgestattet ist?«, fragt eine Stimme quer durchs Klassenzimmer.

Die bisher dösende Klasse – mich eingeschlossen – dreht sich um und schenkt dem Sprecher ihre gesammelte Aufmerksamkeit.

»Ein bisschen mehr gehört schon dazu, Aaron, aber ... ja«, sagt Miss Collins, während sie zwei Finger an die rechte Schläfe legt. Sie ist eine junge Lehrerin und sieht jedes Mal völlig verängstigt aus, wenn sie über Sex reden muss.

Aaron zuckt die Achseln. »Dann nehme ich mal an, ich sag den Mädchen in Zukunft einfach früher, dass sie sich ausziehen sollen.«

Wir lachen alle vor uns hin, und die Lehrerin wird rot. Aaron lächelt – die Sorte Lächeln, die man normalerweise nur bei den Prinzen in Disney-Filmen sieht. Von allen Leuten, die ich kenne, ist er der Einzige, der diesen Kommentar abgeben kann, ohne dafür nachsitzen zu müssen. Er ist auch der Einzige, der es irgendwie schafft, *überall* dazuzugehören. Er ist mit den Anführern aller anderen Cliquen befreundet, all den gutaussehenden highschool-bekanntem Typen, die sich von ganz allein zusammenzufinden scheinen – der königlichen Familie. Ich versuche mir vorzustellen, wie Aarons breite Schultern in Aquarell aussehen würden. Ich wünschte, ich könnte sein Geheimnis erraten – wie man es macht, dazuzugehören, so wie er es tut. Ich wünschte, ich käme mir nicht unsichtbar vor.

Ich seufze, frage mich, ob es darauf hinauslaufen wird, dass ich wie gestern im Regen nach Hause gehe, und wende den Blick nach links, um aus dem Fenster zu sehen.

Dunkelbraune Augen bohren sich in meine.

Ich schlucke ein Keuchen hinunter – da neben mir sollte eigentlich ein freier Tisch stehen. Wo zum Teufel ist der auf einmal hergekommen?

Die Augen gehören einem Jungen mit goldener Haut, der regungslos dasitzt wie eine Katze, kurz bevor sie eine Maus anspringt. Er starrt mich mit solcher Intensität an, dass ich zu spüren glaube, wie sein Blick sich in meine Haut gräbt. Seine Augen sind tief wie die eines Tieres – sanft wie die eines Hirschs und zugleich wild wie die eines Wolfs. Ich möchte den Blick abwenden, unbedingt, doch ich kann es nicht – es ist, als spannten sich Seile zwischen ihm und mir. Die Haut des Fremden schimmert selbst im fluoreszierenden Licht des Klassenzimmers noch, während Miss Collins' Stimme im Hintergrund weiterleiert, eintöniger denn je. Am Rand meines Blickfelds beginnt die Welt zu verschwimmen.

Wer ist er? Ich zwinkere heftig, damit der Rest der Welt wieder klare Umrisse bekommt, aber alles, was ich sehe, sind seine tiefbraunen Augen. Ich ertrinke in ihnen. Hier stimmt etwas nicht. Ich schaudere und zwingen mich dazu, in eine andere Richtung zu sehen. Es tut weh, als hätte er die Finger um meinen Blick gelegt.

Angestrengt versuche ich mich auf die weiße Tafel vorn an der Wand zu konzentrieren, doch ich spüre seine Augen immer noch. Auf meinen Armen bildet sich eine Gänsehaut. Ich will ihn ignorieren, zugleich wünscht sich ein anderer Teil von mir verzweifelt, wieder zu ihm hinzusehen. Er hat *mich* angeschaut, mich studiert, so, wie ich alle anderen studiere. Warum? Ich presse die Lippen zusammen und werfe einen vorsichtigen Blick in seine Richtung, wobei mir ein paar Haarsträhnen als Deckung dienen.

Er ist fort.

Nicht einfach von seinem Tisch verschwunden, sondern aus dem Klassenzimmer. Niemand hat die Tür geöffnet, trotzdem ist mein Fremder nirgends zu sehen.

Jetzt habe ich also doch den Verstand verloren, stimmt's?

Ich fahre zusammen, als ich die Klingel höre. Die Stunde ist vorbei. Ich falte meine spärlichen Mitschriften zusammen und stopfe sie in die Tasche; dann gehe ich zur Tür. Alle anderen stürzen schon in den Gang hinaus – je schneller man draußen ist, desto mehr Zeit kann man mit Freunden verbringen, bevor die nächste Stunde anfängt. Ich bleibe noch einen Moment, nur für den Fall, dass mein Fremder sich vielleicht hinter einem der Tische versteckt hat. Aber nein – er ist wirklich und wahrhaftig verschwunden. Mit einem Aufatmen schieße ich zur Tür hinaus und den blassblau gestrichenen Gang entlang zum Aufenthaltsraum, wo mein bester Freund Lawrence auf mich wartet. Als ich hereinkomme, ist er gerade damit beschäftigt, die Ärmel seines Designerhemds neu hochzukrempeln.

»Hey.« Er lächelt mir zu, scheint dann etwas zu merken und mustert mich aufmerksam. »Stimmt irgendwas nicht?«

Lawrence liest in mir wie in einem offenen Buch – etwas, das er schon immer gekonnt hat und sogar damals noch konnte, als wir vor sieben Monaten gerade Schluss gemacht hatten. Vor sieben Monaten und vier Tagen, um genau zu sein. So lang ist es jetzt her, dass ich zu einem unsichtbaren Mädchen geworden bin. Davor hatte ich mir eingebildet, Teil von etwas Unglaublichem, etwas Außergewöhnlichem zu sein – schließlich waren wir verliebt. Wir waren etwas Besonderes. Ohne ihn allerdings ... na ja, ohne ihn gehöre ich eigentlich nirgendwo hin. Ich bin einfach nur eins von den unsichtbaren Mädchen – im Schultreppenhaus, im Kunstsaal, sogar zu Hause.

Ich schüttele den Kopf. »Alles in Ordnung. Bin bloß müde.« Glaub ich dir nicht, besagt sein Blick, während wir uns auf den Weg in die nächste Stunde machen. Alle paar Sekunden winkt irgendjemand Lawrence zu – seit er sich geoutet hat, ist sein Status steil nach oben geschneilt. Er hatte ursprünglich nur ein, zwei Stufen über meinem gelegen, aber inzwischen gehört Lawrence zur königlichen Familie an meiner Schule. Ich nehme an, jedes Mädchen wünscht sich einen schwulen Freund. Jetzt wird er zu Partys, Treffen und Fernsehabend eingeladen – all den Dingen, von denen andere Leute dann noch Wochen später erzählen. Ich ignoriere die Winkerei und sehe mich im Gemeinschaftsraum nach jemandem um, den ich studieren kann. Jemandem, der anders ist. Den ich analysieren kann, in Aquarellfarbe auflösen ...

Mein Magen krampft sich zusammen.

Da ist er wieder – mein Fremder von vorhin. Diesmal lehnt er an der Vitrine mit den Preisen und Pokalen und starrt mich an wie zuvor, einen gereizten Ausdruck im Gesicht. Mit seiner hellen, goldgetönten Haut sticht er aus der Masse von überwiegend schwarzen und weißen Gesichtern heraus, als wäre er ein persischer Prinz oder etwas in der Art. Sein Blick ist immer noch verstörend, obwohl er zugleich auch etwas seltsam Faszinierendes hat. Ich zupfe Lawrence am Hemd.

»Wer ist das?«, frage ich durch die Zähne.

Der Fremde fährt sich mit einer Hand durchs Haar – seine Locken ringeln sich fast wie eine Krause, aber nicht ganz, und bleiben an seinen Fingern hängen wie nachtfarbener Schmuck.

Lawrence folgt meiner Blickrichtung und runzelt die Stirn. »Was? Wer?«

»Na der da! Der Typ dort bei der Vitrine!« Als ich das

nächste Mal zu dem Fremden hinübersehe, ist er wieder verschwunden. Keine Spur mehr von seiner goldenen Haut vor den blassblauen Wänden, keine braunen Augen, in denen man ertrinken könnte.

Meine Gedanken wirbeln durcheinander. Ich glaube – nein, ich *weiß*, dass er da war. Lawrence wirft mir einen besorgten Blick zu, als wir den Gang zu den naturwissenschaftlichen Fachräumen betreten.

»Du bist sicher, dass alles in Ordnung ist?«, erkundigt er sich, als wir die Tür des Klassenzimmers erreicht haben.

»Ich glaube schon.«

»Na ja, ruf mich heut Abend an, okay?«

»Klar«, antworte ich – wen sollte ich denn sonst anrufen? Ich umarme Lawrence zum Abschied und betrete den Biologiefachraum, der zu meiner Erleichterung vollkommen frei von exotischen Fremden ist.

Aber dieser Zustand ist nicht von Dauer. Bis zum Ende des Schultags ist er bei jedem einzelnen Wechsel von einem Raum zum nächsten und in zwei Klassenzimmern aufgetaucht – und beim Mittagessen in der Schulkantine habe ich ihn auch gesehen. Sein Stieren wird mir immer unheimlicher, und inzwischen bin ich nicht mehr von ihm fasziniert, sondern habe Angst. Und, was noch viel schlimmer ist: Niemand – absolut *niemand* – außer mir scheint ihn zu sehen. Andere Leute rennen im Gang an ihm vorbei, und die Lehrer blicken nicht mal in seine Richtung, wenn sie die Anwesenheitsliste durchgehen.

Es ist, als wäre er unsichtbar. Genau genommen, es ist nicht, als *wäre* er es – ich habe inzwischen das Gefühl, er *ist* unsichtbar. Nicht so, wie ich es bin, ich meine wirklich *richtig* unsichtbar.

Unsichtbar. Wie ein Spezialeffekt im Film oder ein Zaubertrick, bloß in echt. Und das genau vor meiner Nase,

immer in meiner Nähe, mir auf den Fersen. Ich versuche mir selbst einzureden, dass ich irrational werde, aber mir fällt keine andere Erklärung dafür ein, dass der Rest der Welt seine Existenz nicht zu bemerken scheint – keine andere Erklärung als die, dass er wirklich und wahrhaftig unsichtbar ist.

Ich muss hier raus.

Als die Klingel das Ende des Schultags ankündigt, stürze ich die Gänge entlang und zur Hintertür hinaus, statt in den Kunstsaal zu gehen. Die älteren Schüler fahren in ihren glänzenden Autos vom Parkplatz, die im Voraus bestellten Baretquasten für die Abschlussfeier am Rückspiegel. Sie klopfen die Zigarettenasche ins Freie und unterhalten sich brüllend von Fenster zu Fenster. Ich dagegen wohne nur eine halbe Meile von der Schule entfernt, und so bleibt mir nichts anderes übrig, als mit dem Pulk der Neuntklässler zu Fuß nach Hause zu gehen. Ich überhole sie alle, den Kopf gesenkt und halb in der Erwartung, dass ich mich in dem Augenblick, in dem ich aufschaue, wieder dem starren Blick des Fremden gegenübersehen werde.

Unser Haus ist langweilig – einstöckig, blaue Läden, überall Wäscheberge und hinten im Garten ein Zaun, hinter dem früher einmal ein loyaler Golden Retriever gelebt hat. Außerdem ist es leer, weil meine Eltern inzwischen beide berufstätig sind. Ich lasse mich auf das karierte Sofa im Wohnzimmer plumpsen. Lawrence hat recht. Ich verbringe zu viel Zeit im Kunstsaal. Dann wickle ich mich in eine Strickdecke und kneife die Augen zusammen. Einschlafen kann ich natürlich nicht – dauernd stelle ich mir vor, wie der Fremde neben mir auftaucht mit seinen betörenden Augen und seinem Schweigen.

Schließlich greife ich nach der Fernbedienung und

bleibe an irgendeiner Show hängen – *100 Greatest Kid Stars* –, zu viel Popkultur für meinen Geschmack, aber immerhin fühle ich mich angenehm benebelt, als meine Eltern mehrere Stunden später von der Arbeit kommen.

»Hast du geschlafen? Bist du krank?«, fragt meine Mutter, als sie zur Tür hereinschaut und die Kissenabdrücke auf meiner Wange bemerkt. Ich stehe auf und folge ihr in die Küche.

»Bloß Stress.« Wenn man seine Antworten kurz und einfach hält, stellen sie weniger Fragen. Und wenn ich ehrlich sein soll, ich möchte das mit dem Fremden eigentlich niemandem erklären müssen – zuallerletzt meinen Eltern.

Meine Mutter geht zur Anrichte und beginnt die mitgebrachten Schachteln vom Chinarestaurant zu öffnen. »Stress? Liebes, du bist sechzehn. Wie viel Stress kann man da schon haben? Gib mir mal eine Gabel rüber – ich hasse Esstäbchen.« Sie öffnet eine Dose Cola light und nimmt einen großen Schluck. Dann seufzt sie, sieht mich an und runzelt die Stirn, als wäre ihr gerade etwas eingefallen. »Moment, das habe ich eigentlich gar nicht gemeint. Ich wollte sagen: Würdest du gern über den Stress reden, den du hast?«

»Äh ... nein. Schon okay«, sage ich schnell und greife nach einer Schachtel Frühlingsrollen.

Zwischen ihren Memos aus dem Büro und den Liebesromanen hat meine Mutter auch in einem Sachbuch mit dem Titel *Ihr Teenager: Zugang finden, Verbindungen aufbauen* geblättert. Ich bin mir ziemlich sicher, das Buch zu verbrennen wäre in dieser Hinsicht hilfreicher, als es zu lesen, aber Ratgeber sind für meine Mutter die Antwort auf alles und jedes, vor allem jedoch auf die Tatsache, dass ich nicht mit ihr über Lawrence reden will. Meine Mom

zuckt die Achseln und beginnt in der Zeitung zu blättern, während ich mir ein paar Servietten nehme und mich zum Essen in mein Zimmer zurückziehe.

Als ich sieben war, damals, bevor meine Mom wieder eine Ganztagsstelle annahm, habe ich die Farbe Rosa geliebt und Mom angebettelt, mein Zimmer in einer mi-gränefördernden Farbe namens Flamingo Dream zu streichen. Ich wünschte wirklich, sie hätte sich damals nicht drauf eingelassen, denn neun Jahre später erstrahlt mein Zimmer immer noch in Flamingo Dream. Ich zerre die Jalousien nach unten, was das Rosa ein bisschen erträglicher macht, und falle auf mein Bett. Es ist begraben unter mehreren Schichten alter Patchworkdecken und den Stofftieren, bei denen ich es vorläufig noch nicht über mich bringe, sie in den Schrank zu sperren.

Ich drehe den Kopf, um zur linken Seite der Matratze hinüberzusehen. Das ist die Seite, auf der Lawrence geschlafen hat, wenn ich ihn spätabends in mein Zimmer geschmuggelt habe. Es war schön, beim Geräusch seines Atems einzuschlafen. Die Leute glauben immer, unsichtbare Mädchen wären der Typ, der nichts als Einsen bekommt und im Debattierklub ist oder so. Stimmt nicht. Wir wollen geküsst und halb ausgezogen werden, bevor wir neben jemandem einschlafen, den wir lieben – genau wie alle anderen auch.

Es ist vorbei. Akzeptier's endlich. Meine Hand schleicht sich zur leeren Seite des Bettes hinüber und spielt mit den losen Fäden an der Decke.

»Sieh mal, können wir das jetzt einfach zu Ende bringen?« Eine männliche Stimme dröhnt durch die Stille.

Ich schreie auf, so laut, dass meine Stimme dabei kippt. Ich strampele und trete um mich, als ich versuche, die Decken abzuschütteln und die Füße auf den Boden zu

bekommen. Das Haar fällt mir ins Gesicht und bleibt an der Haut kleben. Ich zwingen die Beine über die Bettkante, obwohl die Decken immer noch um meine Waden gewickelt sind. Als ich die Füße aufsetze, rutscht der Stoß von *Seventeen*-Heften auseinander, auf den ich sie versehentlich gestellt habe, und ich lande quiekend in einem Wust von Zeitschriftenpapier auf dem Teppich. Hart.

»Äh, okay«, sagt die Stimme leicht irritiert, aber mein Herz hämmert so sehr, dass ich nicht einmal dazu komme, verlegen zu sein. Hektisch sortiere ich meine Beine und spähe keuchend über das Bett hinweg.

Er lehnt an meiner Kommode, in Jeans und einem ausgeleierten schwarzen T-Shirt, beide Augenbrauen hochgezogen. Er hat hohe Wangenknochen und ein eckiges Kinn und ist größer, als ich gedacht hätte. Das Licht schimmert in seinen Tieraugen, als er den Blick auf mich richtet – den erwartungsvollen Blick, den ich inzwischen schon kenne.

Mein Fremder.

Ich kann nicht um Hilfe rufen, weil es mir vor Schreck die Sprache verschlagen hat.

Er verschränkt die Arme.

»Und, hast du dieses Mal einen Wunsch, oder nicht?«